

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 13 (1937)
Heft: 14

Artikel: Ein Arzt erzählt Kulturgeschichte [Fortsetzung]
Autor: Major, Ralph H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751693>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Arzt erzählt Kulturgeschichte

VON RALPH H. MAJOR

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT KANSAS CITY

Deutsch von Viktor Polzer

5. Fortsetzung

«Das Königsübel».

Nach einem Jahr des Aufenthaltes im Kerker erhielt Francesco die Freiheit wieder. Doch sein Körper war arg mitgenommen und der Jüngling kehrte nach Assisi heim wie ein Schatten des Ritters, der einst zum Stadttor hinausgesprengt war. Bald nach der Rückkehr wurde er von schwerem Siechtum erfaßt und schwebte wochenlang zwischen Leben und Tod. Verheert durch die Entbehren der Gefangenschaft, schien sein Leib unfähig, den Angriffen der Krankheit zu widerstehen, die er heimlich so lange beherbergt hatte. Gleich vielen Menschen in ähnlicher Lage versank der Leidende in tiefstes Nachsinnen über die Rätsel des gegenwärtigen wie des künftigen Seins. Eine qualvolle Unzufriedenheit mit dem bisherigen Lebenslauf bemächtigte sich seiner und er beschloß, die Gaben, die er besaß, in Hinkunft zu besserem Nutzen zu gebrauchen.

Schritt um Schritt bekam er seine Kräfte zurück und schien für eine Zeitlang die Entschlüsse des Krankenhauses vergessen zu haben. Wiederum ward er zum anerkannten Führer der Nachtschwärmer von Assisi und wiederum zog er in den Krieg, diesmal im Heere des Papstes. Doch am Abend des ersten Marschtages brach sein alter Feind, das zerstörende Leiden, abermals flammend in ihm los und warf ihn von neuem aufs Lager. Und zum zweiten Male machte der Jüngling eine geistige Krise durch, während die Krankheit über ihn Herr zu werden suchte. Doch er genas. Als er nun eines Tages einen Ritt in die Umgebung unternahm, bat ihn ein Aussätziger um eine Gabe. Francesco verabscheute Aussätze von frühester Kindheit an, und sein erster Trieb ging dahin, dem Bettler eine Münze zuzuwerfen und weiterzureiten; doch er bekämpfte den inneren Widerstand, stieg ab, gab dem Armen all sein Geld und küßte ihm sogar die Hand. Als er wieder zu Pferde gestiegen war, warf er einen Blick zurück und sah zu seiner Verwunderung niemanden. Jetzt erkannte er — so spricht der Darsteller seines Lebens zu uns — «daß der Aussätzige kein Irdischer war, sondern ein himmlischer Bote, gesandt, um ihn zu prüfen und zu versuchen». Ins Haus zurückgekehrt, kleidete sich Francesco in Lumpen — zur Bestürzung seiner Eltern und zur Erheiterung der alten Gefährten, die mit Schmutz nach ihm warfen.

Die weitere Laufbahn Francescos ist wohlbekannt. Nach drei Jahren Dienens bei Aussätzigen und Armen begann er zu predigen und bald darauf gründeten er und seine Schüler eine Gemeinschaft, die laut Vorhalt ihres Führers nicht theologische Dogmen auslegen, sondern das Volk schlicht ermahnen sollte, «wohl zu leben, das Böse zu meiden und Gott zu lieben».

Franziskus lebte und lehrte ein Evangelium der Hoffnung, des Trostes und der Barmherzigkeit. Er war ein Feind langen Fastens, härterer Gewänder und aller Arten von Selbstquälerei. Gott schuf nicht eine Welt der Düsternis, sondern des Glückes und der Liebe. Alle Geschöpfe und Dinge sind Brüder, nicht allein die Menschen, sondern auch alle Tiere, der Esel, die Vögel, und selbst die Erde, die Bäume, das Wasser und das Feuer. Wiewohl Franziskus ein Feind jeglicher Härte war und immer sanft zu anderen, schonte er niemals sich selbst, und die ständigen körperlichen Entbehrungen verzehrten allmählich den Leib, bis der lebenslängliche Feind sachte die Oberhand gewann.

Zwei Jahre vor seinem Tod erstieg Franziskus mit drei Schülern den Gipfel des Monte Alverna, um zu beten und zu sinnieren. Während er dort weilte, empfing er die Stigmen — Wunden an Händen, Füßen und Lende, ent-

sprechend den Wundmalen Christi. Vielerlei wurde geschrieben über die Stigmen des heiligen Franziskus. Die einen halten sie für ein Wunder, die andern weisen sie als Aberglauben von sich, indes die dritten sie einen frommen Betrug heißen. Einen der Reliquienschatze in der Franziskuskirche zu Assisi bildet ein Pergamentstück, mit dem der Heilige das Mal an seiner Seite verschloß. Es stellt das stumme, doch zugleich beredete Zeugnis dar, daß die Wunde beständig eine wässrige Flüssigkeit ausschied, und der Arzt von heute, der seine Geschichte der Medizin liest, wird vermutlich den Schluß daraus ziehen, daß der Kranke eine tuberkulöse Fistel am Leibe trug.

Nachdem Franziskus die Stigmen empfangen, schwanden seine Kräfte jählings dahin, und wie es zu allen Zeiten mit Schwindsüchtigen geschah, ward der Sieche von Ort zu Ort geführt, um Gesundheit zu finden. Doch der hinfällige Körper schien nicht länger imstande, dem Ansturm des Leidens zu trotzen, und am 4. Oktober des Jahres 1226 beteteten die frommen Brüder den Leib auf den nackten Erdboden und die Seele entfloß. Die Schwindsucht war schließlich Siegerin geblieben, doch im Laufe des langen Ringens hatte sie ihr Opfer aus einem Krieger in einen Apostel der Liebe verwandelt, aus einem heiteren Schwelger in einen gütigen Heiligen, und ihre Fieberschauer befeuerten ihn zu einem beispiellosen Dasein tätigen Opfersinns. Das Leben dieses «Toubadours Gottes» hat Millionen von Gläubigen auf einen besseren Lebenspfad geführt und selbst die feindseligsten Kritiker der Kirche beugen ihr Haupt vor seiner Größe und murmeln wie einst Pilatus: «Ich finde keine Schuld an ihm».

Während solcherart die Schwindsucht einen fröhlichen Prasser zu einem sanften Mystiker umschuf, wandelte sie ein andermal ein Sonnenkind zu einem mürrischen Menschenhasser. Das Leiden des heiligen Franziskus erfüllte seine Seele mit Liebe, Barmherzigkeit und Mitleid, Molieres Krankheit tränkte seinen Witz mit Bitterkeit und ätzte seine Speere mit Gift, sobald er sie dem Arztstand entgegenschleuderte.

Jean Baptiste Poquelin, der Sohn eines reichen Tapezierers, war für die Laufbahn eines Rechtsgelehrten bestimmt. Als Knabe wie als Jüngling verfügte er niemals über besondere Körperkräfte; alsbald fand er die Stubenhockerei, wie sie für den geplanten Lehrgang notwendig sein mochte, seiner Gesundheit ebenso abträglich, wie seinen Neigungen widersprechend, darum kehrte er der Juristerei den Rücken und schloß sich einer Schauspielertruppe an. Als Künstlername wählte er Molière. Die Truppe gründete ein Theater zu Paris, doch das Unternehmen hatte keinen Erfolg und man sah sich genötigt, Touren durch Frankreich zu machen und in kleineren Provinzstädtchen zu spielen. Fünfzehn Jahre zog die Truppe von Ort zu Ort. Sie verkostete den Bodensatz des Fehlschlagens genau so wie die sprühenden Freuden des Erfolgs. Gleich den meisten Wanderkomödianten der Zeit lebten auch diese den einen Tag in verschwenderischer Fülle, während am nächsten nicht ein Sou in der Tasche klang und der Gastwirt sich an ihre Fersen hettete, die unbezahlten Rechnungen in der Hand. Solche Mühsale in jungen Jahren forderte ihren Zoll an Molieres Gesundheit; sie schwächte einen von Natur aus gebrechlichen Körper und bereitete den Boden für die späteren Verheerungen des Leidens.

Mit der Zeit errang Molieres Truppe einige Erfolge und ihr Ruf drang bis Paris. Ludwig XIV., stets auf Ausschau nach neuen Belustigungen, befahl die ganze Gesellschaft an den Hof. Molière nahm mit Freuden an und brachte ein Stück von Cornelius zur Aufführung. Der König verriet keinen rechten Eindruck und so klang

der Beifall bloß spärlich. Molière merkte den Durchfall, trat nach Schluß der Vorstellung an die Rampe und erbat sich die königliche Erlaubnis, eine kleine Komödie spielen zu dürfen, die von ihm selbst stamme. Es ward gewährt und nun gab die Truppe ein ausgelassenes Stück den «Docteur amoureux», das die Zuschauer vom Anfang bis zum Ende aus Lachstürmen nicht herauskommen ließ. Der König war entzückt; die Gesellschaft erhielt den Befehl, in Paris zu bleiben, und bekam ein eigenes Theater zur Aufführung ihrer Werke. Aus einem Wanderkomödianten ward Molière zum königlichen Hofschauspieler. Glückselig über die Möglichkeit eigenen Schaffens, begann er jetzt die Stücke für seine Truppe selbst zu schreiben, und die Geschichte weiß, mit welchem Erfolg.

Erliche Jahre nach dem Einzug in Paris erlitt er einen heftigen Blutsturz, von dem ein chronischer Husten zurückblieb. Monatlang war er schwer krank, ehe sich endlich das Befinden besserte. Zwei Jahre später brach das alte Leiden wieder los, und beinahe verzweifelte die Freunde am Aufkommen des Aermsten; doch wieder erholte er sich so weit, daß er schreiben und spielen konnte. Die letzten acht Jahre seines Lebens sind ein einziges Dokument des Ringens mit der Krankheit und der Kämpfe mit den Aerzten.

Eine Zeitlang vertraute sich Molière den gelehrten Mitgliedern der Pariser Fakultät an. Sie verordneten Arzneien, ließen ihm zur Ader, doch es wurde stets schlimmer. Als der Kranke die Unheilbarkeit des Leidens erkannte und alles Zutrauen zum ärztlichen Stand verlor, fing er an, die «Doctores» in seine Komödien einzuführen und ihre Profession zu verunglimpfen. Schließlich schrieb er ganze Aerztestücke und machte im «Arzt wider Willen» einen unwissenden Holzhauer zum Heilkünstler. Sganarelle spricht zu seinen Patienten in solchem Kauderwelsch, daß alle es für Latein halten und über so viel Wissen erschüttert sind. Die medizinische Fakultät sah sich größtenteils beschimpft und schleuderte bittere Schmähschriften gegen den Dichter; doch das Publikum war entzückt und verlangte noch mehr von dieser Art.

Am 10. Februar 1673 spielte Molière in einer neuverfaßten Komödie. Sie trug den Titel: «Der eingebildete Kranke». Salve auf Salve ging wider die Aerzte los. Eine der Figuren, Beralde, brachte des Dichters Meinung über den ganzen Stand zum Ausdruck: «Sie verstehen sehr viel grundgelehrte Dinge; sie sprechen ein klassisches Latein; sie wissen von sämtlichen Krankheiten, wie sie auf griechisch heißen; sie können sie definieren und rubrizieren; nur wie sie zu heilen sind, davon verstehen sie nichts... Und ihre ganze Ueberlegenheit beruht auf einem hochtrabenden Kauderwelsch, auf einem verwirrenden Schwulst, der durch Worte die Gründe ersetzt und durch Versprechungen die Taten.»

Am 17. Februar ward die Komödie zum viertenmal gegeben. Molière war krank und die Freunde flehten ihn an, nicht zu spielen. Doch er blieb ihren Bitten gegenüber taub und gab die Rolle des «Kranken». Während der Vorstellung brach er zusammen und wurde in sein Zimmer getragen. Als man ihn aufs Lager bettete, begann er heftig zu husten und erlitt im nächsten Augenblick einen furchtbaren Blutsturz. Wenige Minuten später hauchte er die Seele aus.

Die Tuberkulose und die traurigen Erfahrungen mit Aerzten hatten ihm Stoff für so manche Komödie geliefert. Die Leiden verbitterten zwar seine Anschauungen, vermodeten aber niemals seinen Geist abzustumpfen. Nicht einen Augenblick übersah er, wie erheiternd die ärztlichen Zeitgenossen eigentlich wirkten.

(Fortsetzung Seite 436)

Copyright by Paul Zsolnay Verlag, Wien - Berlin

Jetzt

PEPSODENT ZAHNPASTE

in neuen grösseren Tuben



ohne Preisauflschlag

Wer jetzt Pepsodent kauft, erhält zum gleichen Preis mehr Zahnpaste als bisher. Heutzutage gilt Pepsodent als Inbegriff der feinsten Zahnpaste, welche die moderne Wissenschaft herzustellen in der Lage ist. In 67 Ländern erfreut sich Pepsodent grosser Verbreitung, weil es die Zahnflecken entfernt und den Zähnen unvergleichlichen Glanz verleiht. Viele Mill. Menschen kennen Pepsodent als «diespeziellefilmfernendeZahnpaste».

Bis neue wissenschaftliche Entdeckungen auf dem Gebiet der Zahnheilkunde gemacht werden, kennt die Pepsodent Co. keine Möglichkeit, ihre weltbekannte Zahnpaste zu verbessern . . oder deren polierende Wirkung noch weiter zu steigern. Umso erfreulicher ist es, dass Pepsodent von jetzt an auch dem kleinsten Geldbeutel zugänglich gemacht ist.

PREIS FR. 1.80 UND 1.10 PER TUBE

Verlangen Sie heute noch eine der neuen um 10% grösseren Tuben.

PEPSODENT *die spezielle Film-entfernende Zahnpaste*

Große und Größte finden wir unter den Opfern der Schwindsucht. Die einen erlagen ihr in grausam abgebrochener Jugend, ungenutzte Jahre der Verheißung vor sich, die andern schleppten sich in ein hohes Alter, heute zerquält, morgen angestachelt durch die ewige Pein. John Keats, mit fünfundzwanzig Jahren vom Tod hinweggerafft, erfüllte sein kurzes Leben mit Dichtungen, die ihm Unsterblichkeit sichern. Wer kann sagen, was er in voller Reife geschaffen hätte? Frédéric Chopin starb als Vierziger, aber unvergängliche Meisterwerke blieben sein Vermächtnis. Fünfundvierzig wurde Robert Louis Stevenson: seine besten Werke entstanden auf Reisen von einem Erdenfleck zum andern in vergeblicher Suche nach der Gesundheit. Bichat und Laënnec, zwei Unsterbliche der Heilkunst Frankreichs, erlagen, der eine mit einunddreißig, der andere mit fünfundvierzig Jahren ihrem Siechtum. Opfer über Opfer: Calvin, Spinoza, Schiller, Oliver Goldsmith, Lawrence Sterne, Carl Maria von Weber, Anton Tschechow. Die Krankheit hat immer wieder ihr Leben gemodelt. Die Krankheit beeinflusste Menschengeschichte und Weltgeschichte.

Jahrhunderte hindurch blieb der Ursprung des Leidens, gleich dem so viel anderer Seuchen, ein Geheimnis. Den ersten Schritt zu dessen Lösung bildete die Entdeckung der Tuberkeln, die der Krankheit den Namen gaben. Entdeckt wurden sie im siebzehnten Jahrhundert durch den Leydener Professor Franciscus Sylvius, der beim Sezieren von Lungenschwindsüchtigen kleine Knoten fand oder Tuberkeln, wie er sie nannte. Sylvius behauptete, diese Knötchen seien die Ursache des Unheils, und im Laufe der Zeit anerkannten in ganz Europa die Aerzte seine umstrittene Behauptung als wahr. Ohne Tuberkeln keine Phthisis; die Tuberkulose eine Folge der Tuberkeln.

Den zweiten großen Schritt bedeutete die Entdeckung eines französischen Arztes Jean Antoine Villemin, der feststellte, daß das Leiden ansteckend sei. Jahrhundertlang hatten sich die Aerzte in zwei Lager geteilt, indem die einen erklärten, die Krankheit sei ansteckend, die andern versicherten, sie sei es nicht. Durch das einfache Experiment der Impfung eines Kaninchens mit Stoff aus einer tuberkulösen Lunge konnte Villemin bei dem Tier Tuberkulose hervorrufen. Seine Versuchsergebnisse, die er 1868 veröffentlichte, schlichteten für immer den Streit hinsichtlich der Übertragbarkeit der Tuberkulose durch Ansteckung. Doch Villemin ging weiter. Er injizierte einem Kaninchen Stoff aus einer skrofulösen Drüse, und das Kaninchen starb an Tuberkulose! Die Skrofelkrankheit, das «Königsübel», dem Eduard der Bekenner, Heinrich IV. und Karl II. die feierliche Handauflegung gespendet hatten, war keine geheimnisvolle Krankheit, sondern lediglich eine tuberkulöse Affektion der Lymphdrüsen.

Im Jahre 1882 wurde die medizinische Welt wie von einem elektrischen Schlag berührt, als Robert Koch in Berlin ankündigte, er habe den Tuberkulose-Bazillus entdeckt. Die Forschung stand am Ende, das Rätsel war ge-

löst. Die Plage, die seit dem Anbeginn geschriebener Geschichte so schwer auf der Menschheit lastete, hatte ihr Geheimnis einem stillen, unverdrossenen, peinlich sorgsam jungen Arzt enthüllt, der wenige Jahre zuvor ein unbekannter, schwer arbeitender Kreisphysikus gewesen war, zu Wollstein im preußischen Regierungsbezirk Posen.

Die Statistiken der Tuberkulose während der letzten Generation zeigen eine ständige Abnahme der Sterblichkeitsziffer. So ist sie nicht mehr der unbestrittene Hauptling der grausamen Legion. Noch immer fordert sie Tribut, doch ihre Diagnose bedeutet nicht länger ein sicheres Todesurteil. Der erstaunliche Rückgang ihres Opferzolls ist eine der sinnfälligsten und bedeutsamsten Tatsachen in der Geschichte unserer Zeit.

Kuh- und Menschenpocken.

Folgende Sudhanzeige erschien in einer Londoner Zeitung von 1776: «Gesucht wird Mann zwischen zwanzig und dreißig Jahren als Lakai und zweiter Kammerdiener bei vornehmer Familie; selbiger muß der englischen Kirche angehören und die Pocken auf natürlichem Weg überstanden haben. Desgleichen Frau in mittleren Jahren als Aufwärterin bei reicher junger Dame der großen Welt; selbe muß der englischen Kirche angehören und die Pocken auf natürlichem Weg überstanden haben...» Uns interessiert das kursiv Gedruckte. Denn es lenkt unsere Aufmerksamkeit auf den auffallendsten Zug der Anzeige. Die Stellenbewerber müssen Blattern gehabt haben — «auf natürlichem Wege». Offenbar bestand in jenen Tagen die Ausbildung eines vollendeten dienstbaren Geistes zum Teil in einem persönlichen Kursus in Pocken. Weder die «vornehme Familie» noch die «junge Dame der großen Welt» wünschten einen Ausbruch dieser widerlichen Krankheit in ihren Bedientenzimmern.

Eine andere Zeitungsanzeige derselben Zeit bringt eine weitere interessante Bemerkung. Es handelt sich um die Suche nach einem Verbrecher, der den Klauen des Gesetzes entschlüpfte und für dessen Ergreifung eine Belohnung ausgesetzt war. Die Anzeige beschreibt das Aussehen des Flüchtlings im einzelnen und schließt mit der Erklärung, der Gesuchte sei «nicht blattersteppig». Anscheinend diente also die Tatsache, daß sein Gesicht durch Pockennarben nicht entstellt war, als Erkennungsmittel.

Die drei Anzeigen sind stumme Beweise für die weit verbreitete der Blattern in England des achtzehnten Jahrhunderts. Thomas Macaulay bietet uns eine anschauliche Darstellung ihrer damaligen Allgemeinheit. «Die Blattern», schreibt er, «waren immer da, füllten die Kirchhöfe mit Leichnamen, quälten alle, die von ihnen nicht befallen waren, mit ständiger Furcht, ließen an jenen, deren Leben verschont geblieben, zumindest die scheußlichen Spuren ihrer Macht zurück, verwandelten den Säugling zu einem Wechselbalg, vor dem die eigene Mutter zurückfuhr, und ließen die Augen und Wangen

der Verlobten dem Bräutigam zum Abscheu werden.» Macaulay hat nach späteren Kritikern die Darstellung etwas übertrieben. Den kaltblütigen Statistiker dünkt es entschieden zu dramatisch und allzu sehr geneigt, das Ungewöhnliche alltäglich erscheinen zu lassen. Immerhin ergab sich laut vorsichtiger Schätzung moderner Erforscher besagter Krankheit, daß wenigstens zwanzig Prozent der Bevölkerung Londons im achtzehnten Jahrhundert durch die Spuren abgeheilter Blattern gebrandmarkt waren, und zwar jene Glücklichen, die die Krankheit nicht hinweggerafft hatte. Träfe ein Zeitgenosse unserer Tage in einer Stadt ein, in der jeder fünfte Mensch durch Blattern entstellt wäre, ich wette, er bestiege den nächsten Zug und suchte das Weite.

Indes, vor einigen Jahrhunderten unterschied sich London in dieser Hinsicht nicht von der übrigen Welt. Die Blattern waren älter als London, älter als Paris oder Berlin, ja älter selbst als Rom. Sie füllten sich als erbengesessene Ansiedler, neben denen die Londoner, Pariser, Berliner und Römer bloß als Neuankömmlinge da standen. Sie alle mußten mit dieser alten Menschheitsplage rechnen und mit ihr auskommen, so gut es ging. Die Welt hatte immer Blattern gehabt und würde sie trotz allem Wissen immer haben — genau so gut wie Krieg, Hungersnot und Erdbeben.

Seinen ersten längeren Besuch machte der ungebetene Gast in den Anfängen unserer Zeitrechnung. Das erste und zweite Jahrhundert nach Christi Geburt waren für das römische Reich Zeiten der Tragik und bösen Vorbedeutung. Erdbeben erschütterten immer wieder das Mutterland und der Vulkanausbruch des Vesuv vernichtete blühende Städte. Doch trotz der Schauerlichkeit aller dieser Katastrophen kämpften die Römer mit noch weit größeren Nöten. Die äußeren Provinzen an den Grenzen des Reiches standen in Aufruhr. Die Rebellen unterstützten einander und weiblichende römische Staatsmänner sahen furcht erfüllt künftigen Zeiten entgegen, da diese eiserne Kette Rom einschließen, den Kreis enger und enger ziehen, und schließlich die Kaiserstadt selbst erdrosseln würde.

Im Jahre 164 griffen die Parther Syrien an. Kaiser Marcus Aurelius Antoninus sandte eine Armee unter Avidius Cassius aus, um die Aufständischen zu vernichten. Der Feldzug kam durch die Einnahme von Seleucia zu einem glücklichen Ende, doch kaum hatte das Römerheer die Stadt erobert, da brach unter den Truppen eine Seuche aus. Nach einer Legende, die schon bald darauf in Umlauf war, drang ein Haufe römischer Soldaten auf der Suche nach Schätzen in den Apollotempel ein und erbrach eine kleine Büchse. Doch diese hatten chaldäische Magier mit den Keimen einer todbringenden Seuche angefüllt, die derart zum Ausbruch kam. Das Heer zog von Seleucia ab, ließ die Kranken im Stich, schiffte sich ein und kehrte nach Rom zurück. Doch die Keime der Pestilenz nahm es mit sich in die Heimat.

(Fortsetzung Seite 438)

Auskünfte BICHET & CIE

FÜR HANDEL UND PRIVAT

Formals André Piguet & Cie.
Gegründet 1895 - Vertretungen auf der ganzen Welt

BASEL... Falknerstraße 4
BERN... Bubenbergratz 8
GENÈVE... Rue Cécile 13
LAUSANNE... Petit-Chêne 32
ZÜRICH... Börsenstrasse 18



MUSIK- U.
RADIOHAUS A. Seeholzer ZÜRICH
bedient Sie am besten, was ca. 1000 Dankschreiben beweisen. - Kataloge gratis.

Die neue **HELVETIA** bietet wichtige Vorteile
Prospekt Nr. 6 verlangen
bei der Schweiz. Nähmaschinen-Fabrik HELVETIA, Luzern

INSERTATE

in der «Zürcher Illustrierten»
bringen immer guten Erfolg

Farrèr Bern

Definitive Ziehung

Haupttreffer:
Fr. 100,000
50,000
2x 10,000
2x 5,000
5x 1,000
20x 500
usw.

Lospreis nur Fr. 5.-
Ganze Serie Fr. 50.-

13
MAI

LOTTERIE **Schweizerhaus** PARIS
ASCOOP Laupenstr. 9, Bern, Tel. 21.346, Postscheck III 6226, Rückporto 40 Ct. Ziehungsliste 30 Ct.

Der Losverkauf ist nur in und nach den Kantonen Freiburg, Genf, Ob- und Nidwalden, St. Gallen, Schaffhausen, Tessin, Uri, Waadt und Wallis gestattet



Bildung

ein wertbeständiges Kapital
für Sohn und Tochter

Erziehung in schweizerischem Geiste bietet die voralpine Waldschule:
KNABEN-INSTITUT

„Felsenegg“ Zugerberg

1000 Meter über Meer — Gegründet 1903

Höhenaufenthalt ohne Unterbrechung der Studien. Sämtl. Schulstufen. Interne staatl. Diplome: Handelsdiplom, Handelsmaturität, Sprachdiplom, Prospekt

Französisch ENGLISCH oder ITALIENISCH garant. in 2 Mon.
in d. Ecole Tamé, Neuchâtel 31. Auch Kurse mit beliebig Dauer zu jeder Zeit u. für jedermann. Vorbereitung für Staatsstellen in 3 Monaten Sprach- und Handelsdipl. in 3 u. 6 Monaten.

Allgemeine und höhere **AUSBILDUNG**
für Beruf und Leben: Verwaltungs-, Handels- und Hotelbüro, Banken, Post-, Bahn- und Grenzdienst, Verkauf. Alle Sprachen für Fremdenverkehrsdiplom. Stellenvermittlung. Auskunft und Prospekt durch
HANDELSCHULE Gademann, ZÜRICH, GESSNERALLEE 32

PKZ



Sportvestons, neueste Modefarben und Dessins Fr. 28.- bis Fr. 68.-
Flanellhosen dazu, in passenden Farben Fr. 13.- bis Fr. 44.-
Sportanzüge, sehr angenehme und schöne Stoffe Fr. 48.- bis Fr. 150.-

Die Nachricht von der Parthischen Niederlage ward mit großer Freude aufgenommen. Avidius Cassius und seine Legionen zogen im Triumph über das Forum Romanum. Wenige Tage später brach die furchtbare Krankheit in der Hauptstadt aus. Die Berichte über die Vorgänge im Rom jener Tage gemahnen an die Pest zu Athen. Das Volk starb in solchen Massen dahin, daß ganze Lastwagen voll Leichen nächtlicherweise zu den Stadttore hinausführten. Die Verluste an Menschenleben erreichten derartige Höhen, daß der Feldzug wider die rebellischen Markomannen aufgeschoben werden mußte. Der Kaiser ordnete die «Lustratio», die öffentliche Reinigungszeremonie an, die nun Priester und Volk unter riesigen Feierlichkeiten durchführten. Dann befahl er ein «Lectisternium» für die Dauer einer Woche. Bei diesem frommen Brauch des alten Rom wurden Götterstatuen in ruhender Stellung auf Paradebetten gelagert und ein Mahl vor ihnen angerichtet. Jeder Haushalt brachte seine Götter herbei, stellte Bett und Mahl auf der Straße aus und verbrachte viele Stunden davor im stillen Gebet. Aber Lustratio wie Lectisternium erwiesen sich unwirksam, so daß der Kaiser einige neue Götter einführen mußte, an die sich die verzweifelten Römer jetzt wandten.

Doch nichts vermochte die Seuche zu hemmen. Von Rom aus verbreitete sie sich weithin und reichte von Persien im Osten bis zum Rhein im Westen. Die Römer hatten seitens der aufstündischen Markomannen einen Angriff erwartet und wunderten sich, warum er nicht kam. Da brachten Kundschafter, die zur Beobachtung der feindlichen Bewegungen ausgesandt waren, die Kunde heim, das Verderben habe auch jene ergriffen.

Mit wechselnder Heftigkeit raste die Epidemie fünfzehn volle Jahre. Der Kaiser, der sein Heer wider die Germanen geführt hatte, wurde im Ständlager Vindobona von der Krankheit erfaßt und starb nach einwöchigem Leiden. Sein Tod erinnerte an den des Perikles. Mark Aurel zählte zu den wenigen großen Kaisern Roms. Jeder Geschichtsschreiber zollte seiner Lauterkeit und Unbestechlichkeit, seiner Großmut wie seinem natürli-

chen Adel höchstes Lob. Mark Aurel's «Meditationes», die zum größten Teil entstanden, während ihr Verfasser im Felde lag und den grausamen Wirklichkeiten des Lebens ins Antlitz sah, machten seinen Namen unvergänglich.

Diese Epidemie, die sogenannte Antoninische Seuche, bot der Wissenschaft Anlaß zu mancherlei Meinungsverschiedenheiten, wie es bei den meisten Seuchen aller Zeiten der Fall war. Zwei angesehene Historiker der Medizin, Hirsch und Haeser, nahmen jedoch keinen Anstand, sie als Blattern zu bezeichnen, wobei sie ihre Diagnose auf die uns überlieferte Schilderung des Galen stützten, des Leibarztes Mark Aurel's. Die Epidemie mit ihren entsetzlichen Verlusten an Menschenleben und der darauffolgenden Sittenentartung legte ihr ganzes Gewicht auf die Waagschale des Schicksals und senkte sie derart zu Ungunsten Roms.

Zum erstenmal fanden die Blattern genaue Beschreibung durch einen arabischen Arzt, den wir als Rhazes kennen. Sein wirklicher Name lautete anscheinend: Abu Bekr Muhammed Ibn Zakarija ar-Razi, so daß wir unsern Vorfahren für die Kürzung auf Rhazes aufrichtig dankbar sein dürfen. Rhazes wirkte als Arzt in Bagdad, der romantischen Stadt, die nach ihm Harun-al-Raschid beherrschte, der Stadt, von der Sindbad der Seefahrer zu seiner wunderbaren Reise aufbrach. Doch Bagdad war im zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung mehr als der Schauplatz von «Tausend und einer Nacht». In harten Zeiten loderte dort die Fackel der Gelehrsamkeit, und Rhazes' Hospital war eine jener Stätten, an der die Leuchte der Heilkunst am hellsten schien.

All dies heißt natürlich nicht, daß er die Blattern entdeckte. Hatten sie doch ungezählte Menschenalter vor seinem Auftreten die Erde verheert. Rhazes' Leistung bestand darin, daß er sie von anderen entstellenden Krankheiten und Hautausschlägen, vor allem von den Masern, endlich unterschied. Sein «Buch über Blattern und Masern» liest sich heute noch lehrreich und angenehm. Es hebt mit den demüthigen Worten an: «Im Na-

men Gottes des Barmherzigen und Gnädigen», und die ganze Abhandlung ist voll orientalischer Bildhaftigkeit und besitzt den glatt hinfließenden Stil östlicher Geschichtenerzähler, wie wir ihn aus Scheherezaden's Erfindungen kennen. Aus dem Arabischen wurde das Werk ins Lateinische, Englische, Deutsche und in andere Sprachen übersetzt.

Es war nicht Rhazes' einziges Buch. Er verfaßte mehr als zweihundert Schriften, nicht bloß über die Heilkunst, sondern auch über Mathematik, Physik, Chemie, Astronomie, Philosophie. Leider brachte der Absterben in das Gebiet der Chemie seinem Schaffen ein unzeitgemäßes Ende. Der Gelehrte widmete nämlich sein Lehrbuch der Chemie einem mächtigen Fürsten Bagdads, einem Gönner der schönen Künste und Wissenschaften. Der Fürst freute sich über die Zueignung ungemein und befahl dem Verfasser, einige der angegebenen chemischen Experimente auszuführen. Rhazes machte sich daran, doch die Versuche mißlangten. Da wurde der Fürst zornig und ließ sich so weit hinreißen, ihn mit der Peitsche zu schlagen. Dieser traf den Unglücklichen an den Augen, rief den grauen Star hervor und der weise Arzt ward alsbald völlig blind.

Man riet ihm, sich einer Operation zu unterziehen, doch wies er sie mit dem Ausspruch zurück, er habe schon allzuviel von dieser Welt gesehen. Es heißt, er sei in völliger Armut gestorben, da er sein ganzes Geld den Armen und Kranken gab.

Nur eines: Woher die Blattern eigentlich stammten, blieb in Dunkel gehüllt. Nur hie und da erleuchtet ein Lichtstrahl die Geschichte. Eine frühe Anspielung auf etwas, was Blattern gewesen sein mochten, findet sich in altarabischen Chroniken. Um das Jahr 370 n. Chr. belagerte eine abessinische Armee die Stadt Mekka. Die Feste war hart bedrängt, als plötzlich eine Schar seltsamer Vögel vom Meer daherkam, deren jeder erbsengroße Steine in Schnabel und Klauen trug. Sobald die Vögel über dem Abessinierheer schwebten, ließen sie die Steine fallen. Diese durchbohrten die Rüstungen der Krieger und die Armee ward vernichtet. (Fortsetzung folgt)

Ich schreibe eine Aprilzeitung

Humoreske von Josef Robert Harrer

Der gewöhnliche Sterbliche denkt frühestens am letzten Märztag daran, wie er am 1. April seine guten Bekannten verulken kann. Wie aber der Schriftsteller bereits im August Weihnachtsgeschichten schreibt, wie er im stürmischen Winter Frühlingsverse zimmert und im Februar die sonnigen Strandbad-Humoresken aus dem Bauche der Schreibmaschine zieht, so muß er auch schon an den April denken, wenn auf der weiten Flur noch der Winterschnee liegt; tut er es nicht, so kommt er zu spät. Es war bereits März geworden; ich hatte mit keinem einzigen Gedanken an den April gedacht, als ich in das Redaktionszimmer des «Heiteren Magazins» trat. Der Chefredakteur fragte mich:

«Hast du schon etwas für die Aprilnummer geschrieben?»

Ich erbleichte, ich mußte verneinen.

«Also, dann mach dich an die Arbeit! Bis morgen bringst du mir eine April-Zeitung; ich reserviere dir vier Druckseiten im Magazin. Mach die Sache gut, witzig, unterhaltend!»

Ich stürmte heimwärts; ich sprang zur Schreibmaschine. Ich schrieb. Ich gröhnte vor Vergnügen, weil ich witzig sein, weil ich mich auslassen, weil ich die liebe Mitwelt zum besten halten durfte. Als im Radiolautsprecher die englische Jazzmusik verstummte, war es zwei Uhr früh und meine April-Zeitung fertig geworden. Ich war mit mir so zufrieden, daß ich sogar im Schlafe noch lachte. Meine April-Zeitung war unerhört gut ausgefallen. Ich hatte eine richtige Zeitung satirisch und parodistisch nachgeahmt; ich hatte einen Leitartikel, ein Feuilleton, politische Nachrichten aus aller Welt, Lokalberichte, Gerichtssaalnotizen, Theater- und Filmberichte, Sportberichte, Meldungen aus der Gesellschaft, eine Romanfortsetzung, Sensationsberichte und Inserate, eine Verlustanzeige, Vereinsnachrichten, Kochrezepte und einen Briefkasten geschrieben: kurz, meine April-Zeitung gleich einer wirklichen Zeitung in Miniatur.

Am nächsten Tage begab ich mich stolz und zufrieden über meine Leistung in die Redaktion. Noch auf dem Wege sah ich die Blätter durch. In der Tat, ich hatte meinen besten Beitrag seit langer Zeit geschrieben.

Zum Beispiel:

«Fürstin Eulalia Schleishern von und zu Nudelsieb — herrlich! — hat sich von der Verkühlung ihrer linken Zeigefehle so weit erholt, daß sie eine ruhige Nacht verbrachte. Sie träumte, daß sie sich mit Fichtennadeln ein modernes Badetrikot gestrickt habe. Heute früh hat nun die Fürstin die entsprechenden Nummern (12, 27, 63) im kleinen Lotto gespielt ...» — Oder:

«Verlaufen hat sich mein Freund. Er hört auf den Namen Bobby. Besondere Kennzeichen: Herzförmiges Muttermal auf der Glatze. Er wehrt sich, wenn man ihn küssen will. Der ehrliche Finder wird gebeten, Bobby in das Wasser zu werfen und dann anzurufen: Liserl Braun, Telefon U—42—560! Inniger Finderlohn zugesagt!»

Fabelhaft, rief ich zu mir selbst. Das wird einschlagen, die Leser werden sich vor Vergnügen wälzen. Und sollte sich Fräulein Braun, deren Namen ich aus dem Telefonbuch nahm, ärgern, nun, dann verstehst sie eben keinen Scherz.

Aufgebläht wie ein Sieger betrat ich das Redaktionszimmer.

«Chef, hier die April-Zeitung!» rief ich. Der Chefredakteur war tief in Arbeit versunken. Er nickte und warf das Manuskript dem Bilderredakteur auf den Tisch, indem er sagte:

«Schau die Arbeit durch! Ich habe keine Zeit!»

«Am ersten April komme ich und hole das Honorar!» sagte ich. Der Chefredakteur nickte kurz. Ich war entlassen.

Die Wochen vergingen; ich machte bereits auf das Extrahonorar, das mir meine April-Zeitung einbringen mußte, Schulden. Ich sagte zu allen meinen Bekannten:

«Wenn Sie sich einmal gut unterhalten, wenn Sie einmal aus voller Brust lachen wollen, kaufen Sie sich die April-Nummer des «Heiteren Magazins»! Dort finden Sie die beste «April-Zeitung», die je geschrieben worden ist ... Ich schrieb sie!»

Der erste April kam. Ich eilte in die Redaktion. Der Chef grinste.

«Nun, kann ich Belegnummer und Honorar haben?» fragte ich.

Der Chef nickte.

«Zuerst das Honorar!» erwiderte er und reichte mir die Anweisung für die Kassa. Ich warf meine gierigen Blicke darauf und erbleichte.

«Ja, lieber Freund! Jetzt bist du der Aprilnarr für das ganze Jahr!»

Ich war es; auf dem Zettel stand: 0.00 für die nicht erschienene April-Zeitung!

Ich war wütend, als ich fragte:

«So hat dir meine prächtige Arbeit nicht gefallen?»

«Ich habe sie nicht gelesen. Aber der Bilderredakteur sagte, die Arbeit sei so humorlos, daß wir alle Leser verlieren, wenn ...»

Ich unterbrach ihn.

«Natürlich, der Bilderredakteur! Weil er mir neidig ist! Wo ist er, damit ich ihn erwürgel!»

Der Chef sah mich erstaunt an.

«Du weißt noch nicht? Er ist nicht mehr bei uns! Oh, er hat Glück gehabt! Er hat in der Lotterie drei Nummern gespielt und zwar 12, 27, 63. Er hat zehn Schilling riskiert und damit 36 000 Schilling gewonnen!»

Ich sank in einen Sessel.

«12, 27, 63?» stotterte ich. «Das sind doch die Nummern, die meine Fürstin von und zu Nudelsieb in meiner April-Zeitung ...»

«Ganz richtig, das sind eigentlich deine Nummern! Der Bilderredakteur meinte, wenn schon dein Artikel schlecht sei und ohne Witz, könnte vielleicht doch hinter den Nummern etwas stecken. Kurz, er spielte und gewann ... Und jetzt ist er nach Amerika gefahren, er und ein nettes, junges Mädchen, namens Liserl Braun!»

Ich war starr.

«Liserl Braun? Die mit der Telefonnummer U—42—560?»

Der Chefredakteur nickte.

«Ja, sie ist es! Sie stammt auch aus deiner Aprilzeitung! Als der Bilderredakteur die 36 000 Schilling behoben hatte, rief er in seinem glücklichen Uebermut die Nummer an und sagte, daß er Bobby ins Wasser geworfen habe ... Das Fräulein verstand ihn natürlich nicht ... Aber dann gab ein Wort das andere ... Jetzt fahren sie bereits auf dem Meere ... Sie ist übrigens ein sehr hübsches, ein reizendes Mädchen!»

Ich gab keine Antwort. Ich wollte die Leser in den April schicken, ich wollte damit ein schönes Honorar verdienen! Ein anderer ist reich und glücklich geworden; mir blieb nur die Enttäuschung, mich hat das Schicksal wieder einmal in den April geschickt und zwar so tüchtig wie noch nie.

Der Chefredakteur lächelte und meinte:

«Das Glück kann man nicht zwingen! Aber damit du nicht ganz leer ausgehst, habe ich im letzten Augenblick eines deiner Frühlingsgedichte, die seit Jahren in der Lade liegen, veröffentlicht! Du kannst dir das Honorar beheben. Ich habe dir ausnahmsweise fünf Schilling bewilligt!»

... Am Abend schwur ich einen fürchterlichen Eid: Wenn ich noch einmal im Leben eine April-Zeitung schreibe, dann —

Ich bin bis jetzt noch nicht fertig, das alles aufzuzählen, was dann mit mir geschehen soll. Wenn nur der tausendste Teil davon in Erfüllung geht, bleibt von mir kein Atom übrig; aber ich werde mich hüten, wieder eine April-Zeitung zu schreiben!